

W A L T E R S E I D L

ERLEBNIS
IM HAUSE
KNUT HAMSUNS

1 9 3 3

GESELLSCHAFT DER BÜCHERFREUNDE ZU CHEMNITZ



51-

04420

16164

W A L T E R S E I D L

ERLEBNIS
IM HAUSE
KNUT HAMSUNS

1 9 3 3

GESELLSCHAFT DER BÜCHERFREUNDE ZU CHEMNITZ

Sächsische
Landesbibliothek
- 8. NOV. 1967
Dresden

Das Haus Knut Hamsuns



N

den Augusttagen des Sommers 1932 kam ich von einer Schiffsreise im nördlichen Eismeer nach Oslo zurück, um im Rundfunk eigene literarische Arbeiten vorzulesen. Diesem Umstand hatte ich die Bekanntschaft mit verschiedenen Schriftstellern und Journalisten zu verdanken. Schon während der Reise im äußersten Norden war mir aufgefallen, daß der Hamsun-Mensch, wie ich ihn aus Hamsuns Büchern kannte, nahezu typisch für den Norweger ist und nicht die isolierte Sonderlingsgestalt, die ich zu Hause in

ihm gesehen hatte. Hier, in Oslo, bestärkte jede neue Bekanntschaft diesen Eindruck.

In der norwegischen Hauptstadt münden alle Gespräche der heimischen Intellektuellen mit Ausländern unfehlbar in die Erörterung Knut Hamsuns. Aber ich war nicht wenig erstaunt, daß man auch hier, in seiner nächsten Nähe, von ihm als Menschen und von seinem privaten Sein so gut wie nichts wußte. So undurchdringlich sind die Mauern, die der Dichter auf seinem weltentlegenen Besitz Nørholm zwischen sich und der Außenwelt aufgerichtet hat. Nur mit dem Verleger Gyldendal und dem Kriminalschriftsteller Sven Elvestad, der auch Norwegens angesehenster Journalist ist, sei, so erzählte man mir, der Dichter noch in gelegentlicher persönlicher Fühlung. Mit Elvestad verbrachte ich einen durch den Genuß von Aquavit und Whisky belebten Abend. Elvestad gab mir zu verstehen, daß dem Dichter vor vielen Jahren durch Journalisten sehr übel mitgespielt worden sei und daher rühre Hamsuns Weltflucht. Seine Abneigung gegen jegliche Berührung mit der Umwelt, besonders mit der schreibenden, sei heute eine unüberwindliche, und die Heftigkeit, mit der sie sich kundgibt, sei erstaunlich.

Die Bekanntschaft mit Elvestad, mir als Hamsuns intimer Freund und Trinkgenosse aus alten Tagen bezeichnet, hatte mich hoffen lassen, durch seine Vermittlung Hamsun sehen und sprechen zu können. Seine Mitteilungen zerstörten diese Annahme. Enttäuscht, doch insgeheim immer noch hoffend, sagte ich: „Mit einem Wort, es besteht nicht die geringste Möglichkeit, daß ich Hamsun besuche.“

Der Kriminalschriftsteller lachte. Als Antwort zog er die Abendausgabe des „Dagbladet“ aus der Tasche, zeigte mit dem Finger auf das Brustbild eines Mannes in einer Russenbluse und übersetzte: Der russische Dichter Wladimir Semitschoff sei nach Norwegen gekommen, um Hamsun zu besuchen; aus Oslo habe er an Hamsun telegraphiert, er wolle ihn garnicht sprechen, nur in

die Augen möchte er ihm blicken, eine Minute, nicht länger. Doch auch der Absender dieser gewiß nicht zudringlichen Depesche – so meldete „Dagbladet“, dessen Ansicht ich nicht teilte, denn dieses Telegramm empfand ich als besonders zudringlich – auch Semitschoff habe keine Antwort aus Nörholm bekommen.

„Und so geht es seit vielen Jahren“, brummte Elvestad unwillig. „Was ihr nur alle von diesem Hamsun wollt? Es wirkt nachgerade schon peinlich. Ekelhaft wirkt es.“

„Wir werden es, hoffe ich, mit Fassung tragen“, erwiderte ich, gereizt. Ich fühlte mich mit dem Russen getroffen. Dann sprachen wir von ferner liegenden Dingen. Doch der Kriminalist mußte, scharfsichtig, gemerkt haben, daß keine rechte Heiterkeit mehr in mir aufkommen wollte; auch wächst des Norwegers Gastfreundlichkeit und Hilfsbereitschaft mit jedem genossenen Glas schweren Alkohols; jedenfalls wühlte der Vielgelesene wie in angestrengtem Nachdenken in seinen Haaren, er atmete hörbar nervös und plötzlich schlug er mir auf die Schulter. „Ich weiß einen Weg“, rief er, „wie Sie, vielleicht, nach Nörholm kommen. Passen Sie auf. Sie telegrafieren Hamsun. Erstens, daß Sie aus der Tschechoslowakei stammen, mit Prag hat er vielleicht noch keine schlechten Erfahrungen gemacht. Zweitens, daß Sie ihn persönlich nicht stören wollen. Daß Sie sich auf einer Ferienreise durch Norwegen befinden und bei dieser Gelegenheit lediglich ein paar photographische Aufnahmen von seinem Gut anfertigen wollen, für eine tschechische Bilderzeitschrift. Vergessen Sie nicht: Bilderzeitschrift. Selbstverständlich müssen Sie verschweigen, daß Sie Schriftsteller sind. Sonst antwortet er Ihnen bestimmt nicht.“

„Aber ich hab doch niemals einen Photoapparat in Händen gehabt!“ rief ich, ratlos. Elvestads Tip war verlockend. Aber wie ihn durchführen?

5

Der Kriminalschriftsteller leerte wortlos sein Glas; er blickte mich nur bedeutungsvoll an, aus leicht verglasten Augen. „Memme“, schien dieser Blick zu sagen.

Und dann brummte er verärgert: „Alles weitere ist Ihre Angelegenheit. Ich habe Ihnen einen Rat gegeben. Mehr kann ich nicht tun.“

Ich drückte dem Guten innig die Hand, schrieb das Telegramm und rief den Laufburschen herbei, es zur Post zu bringen.

Am nächsten Morgen erinnerte ich mich dunkel eines Telegramms, das ich im Aquavit-Dämmer an Hamsun gerichtet hatte oder nur richten wollte. Und dachte nicht weiter daran. Abends aber fand ich im Hotel eine Depesche vor. „Kan fotografere paa Nørholmen. Hamsun.“ „Kann auf Nørholm photographieren, Hamsun.“

Nicht ohne Stolz reichte ich dem Schalterbeamten, er sah wie ein Grandseigneur, wie ein Postminister aus, den Text des Telegramms, mit dem ich Hamsun meine Ankunft für den nächsten Tag, einen Sonntag, ankündigte. Der Beamte überlas halblaut die Adresse: „Hamsun, Grimstad.“ Ich blickte beiseite. Ich wollte nicht den Anschein erwecken, als weide ich mich an der Wirkung dieser Adresse im Gesicht des Beamten. Er reichte mir das Formular zurück. „Die Adresse wird vielleicht nicht genügen“, meinte er, höflich, „Grimstad ist kein Dorf, vielleicht gibt es dort mehrere Hamsun.“ „Also schreiben wir: Knut Hamsun“, sagte ich, und wieder bemühte ich mich, den Namen ohne Prahlerei auszusprechen. Die Vorsicht des Beamten war gewiß korrekt. Aber ich konnte den Eindruck nicht loswerden: der Mann wußte nicht, daß es ein großer Name war, den er da auf das Formular setzte. „Nun dürfte die Adresse genügen“, murmelte ich bloß; denn ich bin taktvoll und liebe die Norweger.

Hamsuns Gut, Nørholm, liegt in der Wildnis. Die nächstgelegene größere Stadt ist Oslo. Von Oslo fährt man zwölf Stunden nach Grimstad. Die Hälfte der Zeit mit dem Schnellzug, die übrige mit einem raschen kleinen Postdampfer.

Mehr als vierundzwanzig Reisetunden hin und zurück. So sah der „Abstecher“ aus, den ich unternahm. Meine literarischen Freunde hatten in edlem Wettstreit einen besonders leicht zu handhabenden Apparat für mich gefunden, und sie überhäuftten mich mit gründlichen Anleitungen. Ich sollte doch den Eindruck eines erfahrenen Photographen hervorrufen. „Die Sonne stets im Rücken.“ „Vergessen Sie nicht in den Sucher zu schauen, das hier ist der Sucher.“ „Probieren Sie mal.“ „Ja, und jetzt knipsen Sie hier, nein hier.“ „Falsch, noch einmal.“ „Aber jetzt ist die Aufnahme doch schon fertig, jetzt müssen Sie hier drehen, hier!“ „So lange, bis Sie in diesem Kreisausschnitt die Ziffer erblicken.“ „Vergessen Sie das nicht. Die Hamsuns photographieren sicher selbst, blamieren Sie sich nicht!“

Ich muß gestehen: mit mehr Unbehagen, als an jenem Abend in den Schnellzug Oslo–Kragerö, bin ich niemals in ein Eisenbahnabteil gestiegen. Und wer weiß, ob ich statt dieses Zugs nicht im letzten Augenblick mit allem meinen Gepäck den Schnellzug Oslo–Göteborg–Saßnitz–Berlin genommen hätte, wären meine Freunde nicht mit mir zum Bahnhof gefahren. Sie wichen mir bis zur Abfahrt nicht von der Seite, und sie setzten mir immer von neuem erregt auseinander, ich dürfe diese einzigartige Gelegenheit nicht ungenützt lassen, es wäre Frevel an mir selbst, Frevel auch an der kulturellen Öffentlichkeit. Das kam mir übertrieben vor, auch war mir die kulturelle Öffentlichkeit gleichgültig, wie nie zuvor. Aber mir fehlte die Energie zum Widerspruch. Geistesabwesend warf ich auf dem Bahnsteig immer wieder einen Blick in den Sucher meines Kodak, ob ich nicht den Journalisten Olaf Klausen darin erblicke, aber stets sah ich nur die eine Bogenlampe, und da wurde mir noch elender zu Mute. „Nun bitte, da haben Sie’s, ich sehe Sie nicht!“ rief ich unsicher. Aber Klausen verstand nicht, oder wollte nicht verstehen, was ich damit meinte. Plötzlich rief der Schaffner: „Einsteigen!“ Ich stand, ohne zu wissen, wie ich hingelangt war,

im Gang des Wagens am Fenster, ich winkte mit der Hand mutlos zurück – und dann war ich allein. Im fahrenden Zug! Nach Kragerö! – –

Der Waggon war fast leer. Ich legte mich hin, konnte aber nicht einschlafen. Quälend kamen mir immer die gleichen Gedanken. Zweimal werde ich „photographieren“, nicht öfter. Dann wird die Familie den plumpen Schwindel merken. Und bevor ich mich umgesehen habe, werde ich verabschiedet sein. Hamsun kriege ich, so oder so, überhaupt nicht zu Gesicht. Es wird die peinlichste und vielleicht demütigendste Situation meines Lebens! – Unruhig erhob ich mich, nahm den Photoapparat aus dem Gepäcknetz und versuchte, das Plakat an der Wand des Abteils im Sucher einzufangen; doch abermals sah ich nur einen Lichtschein darin, von der Nachtlampe des Plafonds. „Der Apparat scheint eine Vorliebe für Lampen zu haben“, dachte ich. „Sollte morgen eine Aufnahme am Ende doch gelingen, so wird die ‚kulturelle Öffentlichkeit‘ dann die richtige Hamsun-Lampe zu sehen bekommen!“ Entmutigt warf ich mich von neuem auf die Bank. Und plötzlich merkte ich, daß ich Heimweh hatte. Zum ersten Mal im Leben. Darüber muß ich eingeschlafen sein – und muß jammervolles geträumt haben. Denn als der Schaffner mich mit dem Weltgerichtsposaunenruf „Kragerö kommt!“ aufweckte, empfand ich im dumpfen Schädel die Wirklichkeit, das mir Bevorstehende, als eine wahre Lust gegenüber dem Geträumten.

Auf dem Schiff trank ich Kaffee. Es war der Sonntag der deutschen Reichstagswahlen. Die strahlende Morgensonne, die Meerluft und die eigenartige, japanisch anmutende Insellandschaft machten mich vollends wach. Ich war mit einemmal guter Dinge und voll Unternehmungslust. „Eigentlich ein sehr lustiges Abenteuer, das ganze“, sagte ich mir und ich glaubte es sogar. Ich ging auf Deck hin und her; ich stellte mich dann und wann mit dem Rücken gegen die Sonne. Denn ich übte photographieren. Und, o Wunder, plötzlich erblickte ich Menschen und Gegenstände meiner Umgebung im Sucher. Und mit rasch zu-

nehmender Sicherheit jetzt sogar alles das, was ich im Sucher haben wollte. Eine ältere Dame, die ich gerade „aufnahm“, lächelte unnatürlich und geschmeichelt. Ich lächelte zurück, ging aber dann rasch auf die andere Seite des Decks. „Sagen Sie, bitte, wie weit ist es von Grimstad nach Nørholm?“ fragte ich den vorübergehenden uniformierten Mann, der die Fahrscheine kontrollierte. „Nørholm?“ erwiderte er, verständnislos. Zum Teufel, wußte denn von den Eingeborenen keiner etwas von Hamsun? „Ja, Nørholm“, wiederholte ich aufgebracht, „das Gut von Knut Hamsun!“ „Ah, ja, Knutch Hamsun, der Verfasser, nicht?“ murmelte der Beamte in seinem norwegischen Deutsch. Er lächelte, und ich ärgerte mich, daß er den Namen ohne alle innere Bewegtheit aussprach. Und überlegend fuhr er fort: „Wie weit das ist, kann ich Ihnen nicht sagen. In Grimstad wird man es wissen.“

Ich sah auf die Uhr. In zwanzig Minuten mußten wir in Grimstad anlegen. Gespannt suchte ich mit den Augen die Küste ab, Hamsuns Haus zu entdecken. Nach Elvestads Schilderungen ein schloßartiges Gebäude. Der Dampfer umschiffte eine Gruppe von kleinen Inseln und glitt dann schnurgerade in eine langgestreckte Bucht hinein, an deren Ende jetzt, winzig, die Häuser von Grimstad auftauchten. Ich wandte den Blick nach rechts – ich erschrak. Dort lag es doch, Nørholm, auf der Höhe der Küste, im Wald! Ein zweistöckiger stolzer ziegelfarbener Bau mit Terrassen, viel größer, als ich erwartet hatte, ein Haus, für ungezählte Besucher ausgestattet, dies Haus eines der Welt Entflohenen . . . Das wenige, was ich von Hamsuns ersten verzweifelten Lebensepochen wußte, fiel mir im Anblick dieses Palastes jetzt ein. „Hier wohnt der Dichter des ‚Hunger‘“, mußte ich denken. Bewegt stand ich und reglos starrte ich auf das kleiner werdende Haus zurück.

9 Der Fahrscheine-Kontrolleur ging vorüber, ich hielt ihn an. „Dort haben Sie Nørholm!“ rief ich triumphierend. Er wandte den Blick in der Richtung meines

Zeigefingers. „Nein“, sagte er und lächelte abermals freundlich, „das ist ein Sanatorium.“

Vormittags elf Uhr setzte mich das in Grimstad gemietete Auto vor dem Gartenportal von Nørholm ab. Ein wenig aufgeregt, doch mutiger als ich erwartet hatte, betrat ich durch das unverschlossene Tor den Park und schritt auf einem gepflegten Kiesweg rasch dem Hause zu. Ein einstöckiges Herrschaftsgebäude aus Holz von einfacher edler Bauart. Im Park war niemand zu sehen und aus dem Haus – an vielen Fenstern waren die Jalousien heruntergelassen – drang kein Laut. Zögernd blieb ich auf der kleinen säulenumrahmten Freitreppe stehen, um nach einer Hausglocke Ausschau zu halten. Da sah ich mich plötzlich einem jungen, düster blickenden Mädchen von ungewöhnlicher Schönheit gegenüber, das lautlos aus dem Hause getreten war. Eine Hamsun-Tochter! Das wußte ich, sobald ich ihre Augen gesehen hatte. Sie hatte Mantel und Tennisschuhe, doch keine Strümpfe an, und an der ein wenig ängstlichen Art, in der sie mit der Hand den Mantel über der Brust geschlossen hielt, erkannte ich, daß sie unter dem Mantel nicht allzu vollständig angezogen war. Ich sagte meinen Namen und daß ich wegen der photographischen Aufnahmen hier sei. „Ja, aber Sie müssen noch ein wenig Geduld haben“, antwortete sie, zu meiner Freude in ziemlich fließendem Deutsch. „Wir Geschwister hatten gestern Abend Gäste, wir haben bis zum Morgen getanzt, jetzt schläft alles noch.“

Was war das? Hierher kommen Gäste, es wird hier bis zum Morgen getanzt . . . Ich konnte mich nicht zurechtfinden. Um meine Verblüffung zu verbergen und weil ich selbst rauchen wollte, bot ich der jungen Dame eine Zigarette an. Sie nahm die Zigarette und ich sah es gern, daß sie sie nahm; sie wenigstens konnte also nicht sonderlich scheu oder abweisend sein. „Wollen wir uns setzen?“ lud sie mich ein. Wir setzten uns auf die Freitreppe. „Meine Mutter wird wohl im Augenblick zurückkommen“, erwähnte sie, „sie geht mit ihrer

Freundin im Wald spazieren.“
Vorsichtig stellte ich meinen Kodak in den Schatten einer Säule; die Sonne konnte dem Film am Ende schaden. Dann unterhielten wir uns von meiner Reise. Das düster blickende Mädchen war eigentlich ganz zutraulich. Um mich als harmloser Besucher zu behaupten, vermied ich es, den Namen Knut Hamsun auch nur



Ellinor

zu erwähnen. Ich erfuhr, daß das junge Mädchen neben mir sechzehn Jahre alt sei, Ellinor heiße, gern tanze, aber auch recht gern koche; daß Ellinor deshalb so geläufig deutsch spreche, weil sie vor dem Sommer länger als ein halbes Jahr in einer deutschen katholischen Schule gewesen sei, im Irmgardis-Lyceum in Süchteln bei Krefeld, da dort die Freundin ihrer Mutter, Frau Jörgensen, unterrichte. „Ach, wie ist sie katholisch“, seufzte Ellinor, und ihre abgründigen graublauen Augen blickten noch düsterer als zuvor. Nach den Ferien, erzählte sie, müsse sie, um das Französische zu erlernen, nach Belgien gehen, wieder in ein Internat. Ellinor lächelte. Das alles setze Frau Jörgensen im Hause durch, sie katholisiere die ganze Familie. „Wirklich? Auch Knut Hamsun?“ fragte ich, ziemlich verblüfft. „Nein, Papa nicht.“ „Aber er läßt es zu?“ beharrte ich. „Er hat nichts dagegen“, sagte Ellinor ausweichend.

Der Name des Vaters war gefallen, ohne daß die Tochter Erschrecken oder deutliche Abwehr gezeigt hätte. Das machte mich mutiger. „Ich habe Bücher von Hamsun gelesen. Sie haben großen Eindruck auf mich gemacht. Auf Sie gewiß auch“, sagte ich, möglichst nebenher. Ellinor schien die Frage nicht

weiter sonderbar zu finden. „Ja, natürlich habe ich Hamsun gelesen“, entgegnete sie. „Und wie wirkt die Dichtung Ihres Vaters auf Sie, die Sie selbst doch vermutlich Hamsuns Lieblingsbuch sind?“ Ich suchte meiner Frage einen unverbindlichen scherzhaften Klang zu geben. Ellinor sah nachdenklich vor sich hin. „Vor ein paar Jahren“, sagte die jetzt Sechzehnjährige dann, „vor ein paar Jahren hat mir ‚Victoria‘ – so heißt übrigens Papas Tochter aus erster Ehe, sie ist in Paris verheiratet – sehr gut gefallen. Aber als ich das Buch kürzlich wieder las, fand ich es eigentlich unaktuell.“ „Unaktuell“, wiederholte ich nachdenklich, um Zeit zu gewinnen. „Vielleicht meinen Sie’s in dem Sinne, daß eine Liebesgeschichte, die im Wald spielt, für die heutige Liebe nicht mehr typisch ist.“ „Vielleicht deshalb“, entgegnete Ellinor ziemlich leise, und es schien mir, als wäre sie enttäuscht, nicht mehr Verständnis bei mir zu finden. „Und was hat von den aktuellen Büchern von heute auf Sie den stärksten Eindruck gemacht?“ fragte ich weiter. Ohne zu zögern antwortete Ellinor: „Volk ohne Raum“. Ich war sprachlos. Die Bibel der deutschen Nationalsozialisten also hatte es dem sechzehnjährigen norwegischen Mädchen angetan. Mehr konnte ich von dem rätseläugigen Hamsunkind nicht erfahren. Denn als ich sie jetzt leicht vornübergeneigt, die Hände im Schoß, den Blick traumlos in sich gekehrt, dasitzen sah, muß der geborene Photograph in mir erwacht sein, jedes andere Interesse auslöschend. Ich sprang auf, griff zum Kodak und knipste auf gut Glück. In diesem Augenblick sagte Fräulein Ellinor: „Da kommt Mutter mit Frau Jörgensen.“

Frau Hamsun ist groß und schlank, sie ist Dame in jeder Geste, eine immer noch schöne, kluge, feinfühligere Frau. Ihre Stimme, ihr Blick und manche Bewegung verraten eine leichte, kaum verborgene Trauer. Ich wußte, daß sie die Autorin guter, auch in Deutschland gelesener Kinderbücher ist und daß sie vor ihrer Ehe Schauspielerin am Nationaltheater in Oslo war. Bei der Probe

eines Hamsun-Schauspiels, erfuhr ich später, habe Hamsun sie gesehen, ihr Auftreten verhindert, wodurch er die Premiere gefährdete, und sie kurz nachher geheiratet. Er war damals fünfzig, sie gegen dreißig.

Frau Hamsun begegnete mir mit ein wenig scheuer, sorgenvoller Zuvorkommenheit. Ihre Freundin, Frau Jörgensen – sie sei nur für einen Augenblick ins Haus gegangen – werde sich freuen, mit mir deutsch sprechen zu können, so begrüßte mich Frau Hamsun, als wollte sie damit von sich selbst ablenken. Ich besann mich auf meinen Beruf und bat, eine Aufnahme von ihr anfertigen zu dürfen. „Sie sind wohl nicht viel älter als meine Söhne“, äußerte Frau Hamsun, während ich photographierte. „Wie alt sind Ihre Söhne, gnädige Frau?“ „Mein Ältester ist zwanzig.“ „Doch, ich bin älter“, sagte ich, „wenn auch nur um ein paar Jahre.“ Und ich glaube mich recht zu erinnern: Frau Hamsun betrachtete mich von da an mit mehr Freundlichkeit, mit einem Ausdruck von mütterlicher Güte.

„Es war schon einmal ein so junger Mensch bei uns“, erwähnte Frau Hamsun, „ein Schweizer, ein Student. Ich weiß nicht, was aus ihm geworden ist. Er blieb mehrere Wochen hier im Hause.“

„Ach“, sagte ich; deutlicher wollte ich mein Erstaunen nicht zum Ausdruck bringen.

Frau Hamsun schien meine Verblüffung trotzdem gemerkt zu haben. „Sie wundern sich, nicht wahr“, sagte sie lächelnd, „denn Sie haben gewiß von Hamsuns Abgeschlossenheit gehört. Das war auch ein Ausnahmefall. Der junge Mensch ist tagelang um unsern Park herumgestrichen, bis es ihm einmal gelang, mir draußen auf der Straße zu begegnen. Gleich erzählte er mir voller Freude, es sei seine erste große Ferienreise und er habe Norwegen gewählt, um Hamsun zu besuchen. Aber in Grimstad, im Hotel, habe man ihn ausgelacht und ihm gesagt, er solle sich keine Hoffnungen machen, Unmengen von Ausländern seien schon hier gewesen und alle seien abgewiesen worden. Das

mußte ich ihm bestätigen und konnte ihm nur raten, abzureisen. Aber er war fast noch ein Kind und er bat so unwiderstehlich, ich solle bei Hamsun für ihn sprechen, daß ich nicht das Herz hatte, nein zu sagen. Der Student wartete auf der Straße, während ich zu meinem Mann ging. Aber wie immer lehnte Hamsun den Besuch brüsk ab; er war sogar recht böse auf mich, daß ich zu dem Besucher hielt und nicht zu ihm. Als ich dem jungen Mann diesen Bescheid überbrachte, setzte er sich auf den Meilenstein – dort draußen, sehen Sie? – und fing an zu weinen. Fast wären auch mir die Tränen gekommen. Ich suchte ihn, so gut ich's konnte, zu beruhigen; schließlich ging er. Das nun erzählte ich Hamsun bei Tisch. Da war er auf einmal ganz gerührt und erregt, mein Sohn mußte sogleich im Auto nach Grimstad fahren, den Studenten suchen und zurückbringen. Die Kinder haben sich dann sehr rasch mit ihm angefreundet. Er blieb, wie gesagt, mehrere Wochen. Ein sympathischer Mensch, noch recht kindlich."

„Er hatte wahrscheinlich ‚Hunger‘ gelesen, der Student“, sagte ich. „Sie, Frau Hamsun, die langjährige Vertraute des Dichters, können heute vermutlich nicht mehr ermessen, wie dieses Buch auf einen empfänglichen jungen Menschen zu wirken vermag. Aber konnte er, der Schweizer, mit Herrn Hamsun sprechen?“

„Nein“, gab Frau Hamsun zögernd zur Antwort, „eigentlich nicht. Hamsun hört in den letzten Jahren ziemlich schlecht, und dann versteht er auch außer norwegisch nur englisch.“

„Herr Hamsun versteht nicht deutsch? Er liest also auch keine deutschen Bücher?“

„Mein Mann hat fremde Sprachen nie leicht erlernt. Er hat doch zum Beispiel volle drei Jahre in Frankreich gelebt, ohne daß er heute französisch verstünde.“ Frau Hamsun erhob sich. „Übrigens liest Hamsun verhältnismäßig wenig Bücher. Französisches liebt er nicht sonderlich. Wenn er liest, sind es zumeist russische Bücher in der Übersetzung . . . Aber da kommt Frau Jörgensen.“

Von links nach rechts:
Frau Jörgensen, Frau
Marie Hamsun, Ellinor
und Arild Hamsun



Frau Jörgensen schien wirklich, wie Frau Hamsun es gesagt hatte, über einen Besucher erfreut zu sein, mit dem sie deutsch sprechen konnte. Sie selbst sprach es, als wär's ihre Muttersprache. Sie rühmte die Akzentlosigkeit, wie sie es nannte, meiner Aussprache; offenbar weil sie mich als tschechoslowakischen Staatsangehörigen für einen Nichtdeutschen hielt. Und es brauchte lange, eh ich ihr und Frau Hamsun klar gemacht hatte, daß ich ein Deutscher sei. Mehrmals hielt ich während des Gesprächs nach allen Seiten Ausschau, ob ich nicht meine Freundin Ellinor im Park erblicke: sie war seit der Rückkehr ihrer Mutter – kaum hatte ich sie noch zu einer Gruppenaufnahme bewegen können – spurlos verschwunden. Plötzlich trat, zugleich mit einem jungen Mann, ein Mädchen von noch überraschenderer Schönheit aus dem Hause – fast noch ein Kind, ein schmales Gesichtchen, olivenbrauner Teint,

blaugraue Augen, Hamsun-Augen von ungewöhnlicher Leuchtkraft, Blondhaar, das im Sonnenlicht in einem ausgesprochenen Goldton schimmerte. Auch sie, gleich Ellinor, mehr als Ellinor, ein wundersames Gemisch von Prinzessin und Bauernmädchen. Die Jüngste im Hause, erfuhr ich von Frau Hamsun, die mich vorstellte, ohne meinen Namen im Gedächtnis zu haben: Cecilie, fünfzehn Jahre alt. Und der junge Herr sei der jüngere Sohn Arild, achtzehn Jahre alt; er werde später das Gut übernehmen und Bauer werden.

Cecilie verstand keine Silbe Deutsch. Ich mußte mich also darauf beschränken, sie aufzunehmen. (Die Photographie ist mißlungen, ich hatte, wie schade, falsch gedreht.) Gleich nach dieser einen Aufnahme aber verschwand Cecilie im Hause, sie allein schien ausgesprochen scheu zu sein. „Sie malt“, sagte Frau Hamsun, ihr liebevoll nachblickend, „sie hat Talent.“ „Ja, natürlich“, fiel ihr der Sohn Arild – er hatte bisher nichts gesprochen – sarkastisch ins Wort. „Talent! Das haben wir ja alle!“ Und das sagte er nicht ohne einen bitteren Unterton.

Ich wollte die schicksalschwere Frage nun nicht länger aufschieben. Um meine Aufregung zu verbergen, sah ich dabei niemand an und wandte keinen Blick vom Apparat. „Werde ich auch Herrn Hamsun photographieren können?“

„Selbstverständlich“, sagte Frau Hamsun ohne das geringste Erschrecken, ja ohne auch nur eine Sekunde zu zögern. So einfach ging das? – dachte ich, unsagbar erleichtert. Warum hatte man mir in Oslo unnötig bange gemacht? Und Frau Hamsun erhob sich und rief zu einem Fenster des ersten Stocks hinauf: „Bist Du fertig, Tore? Komm herunter, es wird photographiert.“

„Tore“ nannte sie ihn . . . Ein Kosenamen wahrscheinlich. Aus dem Fenster drang ein unwilliges Brummen; doch es war, kein Zweifel, ein zustimmendes Brummen. Kurz darauf trat Herr Hamsun aus dem Hause – ein junger Mann im Tennisdreß. „Mein Sohn Tore“, stellte Frau Hamsun vor, „mein Ältester, zwanzig Jahre, er steht vor dem Abitur und soll Maler werden.“



Die verunglückte Aufnahme; der Schemen „Cecilie“ . . .

Ich lächelte verbindlich. Was blieb mir auch anderes übrig. Und ich knipste Herrn Tore, der groß, stark und gutmütig wie ein Bär dastand. Aber nochmals nach Herrn Hamsun, Knut Hamsun, zu fragen, wagte ich nicht.

„Wollen wir vor dem Essen noch ein wenig in den Wald gehen?“ wandte sich Frau Hamsun an mich. „Sie bleiben doch zum Essen bei uns?“ Ich verneigte mich dankend, bevor sie noch eine Frage, wann mein Schiff gehe oder derlei, an mich richten konnte. Beim Essen wenigstens werde ich Hamsun doch wohl zu Gesicht bekommen, beruhigte ich mich innerlich. Rasch nahm ich noch, aus Dankbarkeit, ein zweites Gruppenbild auf, dann gingen wir in den Wald, in Hamsuns Wald: Frau Hamsun und Frau Jörgensen, der Sohn Tore und ich.

Hamsuns Besitz dehnt sich weithin: Wald ist es, düsterer Wald, und Moorland, das der Großbauer Hamsun entwässert hat. Ein völlig unlukrativer Besitz, wie mir Frau Jörgensen versicherte; trotz der Herde von vierzig Prachtkühen, der wir auf dem Weg begegneten und die ich am späten Nachmittag dann in einem modern ausgestatteten, vorbildlich sauberen Stallgebäude wiederfand. Das ganze Nørholm habe eigentlich nur den Wert eines ungeheuren Parks, einer

gewaltigen Isolierzone, setzte Frau Jörgensen ihre Erklärungen fort. Früher habe Hamsun wohl manchmal Holz in größeren Posten verkauft, jetzt aber besorge das alles ein Pächter. Es mache Hamsun kein Vergnügen mehr, mit den Bauern zu feilschen.

Trotz der durch die Bäume strahlenden verklärenden Augustsonne wirkte die Unermeßlichkeit dieses menschenleeren Besitzes düster, eng und traurig auf mich.

Warum ich denn auf meiner Reise nicht auch Frau Sigrid Undset besucht habe, fragte mich Frau Jörgensen.

Weil sie mich nicht interessiere, gab ich unumwunden zur Antwort. Bei aller Erkenntnis und Schätzung ihres Niveaus habe ich vor Langeweile doch nie eines ihrer Bücher zu Ende lesen können, setzte ich begründend hinzu. Doch damit kam ich bei Frau Jörgensen schlecht an. Sie bekam einen ganz roten Kopf, sie tadelte mein leichtfertiges Urteil mit aller Strenge und zog schließlich mein literarisches Verständnis in Zweifel. Ich wollte auffahren, doch ich besann mich auf meine bescheiden-amusische Photographenexistenz. Zu meiner Genugtuung aber erwiderte der Sohn Tore Frau Jörgensen mit Schärfe. „Ihnen gefällt die Undset, natürlich“, höhnte er mit einem Ausdruck von lang genährter, mühsam niedergehaltener Erbitterung, „Ihnen gefällt sie, weil sie fromm ist!“

Wir näherten uns einer sonnigen Lichtung. Ich sah zwei junge Mädchen auf der Wiese liegen. In der einen erkannte ich Ellinor; sie lag, nur mit ihrem halboffenen Mantel bekleidet, und sonnte sich. Zugleich mit mir hatten auch die anderen die Mädchen entdeckt. „Ellinor!“ rief Frau Hamsun. „Ellinor!“ rief auch Frau Jörgensen. Doch Ellinor hörte uns nicht; sie schlief offenbar. Bruder Tore, schadenfroh wie alle Brüder, grinste nur und tat nicht den Mund auf. Die lichte Natürlichkeit der Skandinavier war mir auf meiner Reise so geläufig geworden, daß ich mich nicht darüber wunderte, daß niemand Miene machte, stehn zu bleiben oder umzukehren. Lächelnd und ohne Verlegenheit

sagte Frau Hamsun: „Die Mädchen sind eingeschlafen. Das andere Mädchen ist nämlich aus Grimstad, Ellinors Freundin.“ „Sie schlafen ihren Katzenjammer aus“, ergänzte Herr Tore trocken, sachlich. Jetzt waren wir nur noch wenige Schritte von der Lichtung entfernt. Selbst Frau Jörgensen, die Pädagogin, schien die Situation noch immer ausschließlich von der heiteren Seite zu nehmen. „Ellinor, schläfst Du?“ rief sie mit lauter Stimme. Jetzt endlich erwachten die Mädchen und sprangen auf. Ellinor war bei unserem unvermuteten Anblick blutrot geworden. Hastig schloß sie den Mantel. Auf ihrer Stirn erschien eine böse Falte. Sie warf mir einen Blick zu, der sich mir deutlich eingeprägt hat. Ihre Augen waren dunkel vor Zorn, sprühten Empörung und trafen mich mit Verachtung. Und schon war sie im Wald verschwunden. Die Freundin folgte ihr betreten nach.

„O, jetzt ist sie böse, furchtbar böse!“ rief Frau Jörgensen aus. Und jetzt sah auch sie mich an, als trage ich die volle Verantwortung für die Auswirkungen dieses Zwischenfalls.

Wir gingen den Weg zurück. Instinktiv hielt ich mich im Gespräch jetzt an Herrn Tore: er schien mir von allen am freundlichsten gesinnt zu sein. Ein ernster, bescheidener und sicherlich sehr gutmütiger Mensch. Er erzählte mir, daß er, obwohl er um zwei Jahre älter sei, die gleiche Osloer Gymnasialklasse besuche wie sein Bruder Arild – beide ständen sie vor dem Abitur. Er, Tore, habe nämlich durch Krankheit mehr als ein Jahr eingebüßt. Jetzt aber sei er gesund und ein leidenschaftlicher Boxer, Arild hingegen ein großer Skiläufer. Was Herr Tore denn für einen Beruf ergreifen werde? Er wolle Maler werden, gestand er mir nun selbst. Und aus seinen Äußerungen über die Malerei erkannte ich, daß er auf dem äußersten linken Flügel der Gegenwartskunst stehe, seine größte Verehrung gelte Picasso. Wie mag sich wohl Vater Hamsun zu diesem extremen Kunstgeschmack seines Sohnes stellen? – überlegte ich. Denn ich erinnerte mich mehrerer Gespräche mit jüngeren Osloer Literaten,

aus welchen ich den Eindruck gewonnen hatte, daß die norwegische geistige Jugend in Hamsun einen Reaktionär erblicke. Bei dieser Gelegenheit pflegte man immer wieder die gleiche, ziemlich weit zurückliegende Geschichte zu erzählen. In einer öffentlichen Rundfrage über die Herabsetzung des Strafmaßes in Fällen von Fruchtabtreibung bei krasser materieller oder moralischer Notlage der ledigen Mutter, hätte man sich auch an Hamsun gewandt. Und der hätte kurz und lapidar geantwortet: „Hänget sie!“ Durch dieses Wort scheint Hamsun die Sympathien der modern empfindenden Jugend verloren zu haben. Elvestad freilich hatte versucht, Hamsuns Haltung anders zu deuten, Hamsun richte sich nicht gegen die von der Strenge des Gesetzes getroffene Mutter, sondern der Satz sei ihm von seiner schrankenlosen Liebe und Andacht zum Kind eingegeben worden.

Ich hatte Ellinor und ihre unvermittelte Feindseligkeit völlig vergessen. Jetzt aber sahen wir Ellinor uns auf dem Wege plötzlich entgegenkommen. Die freundlichen Zurufe ihrer Mutter und der Frau Jörgensen beachtete sie kaum. „Ich muß zurückgehen, ich hab auf der Wiese etwas liegenlassen“, erklärte sie kurz. Und da ich Miene machte, das Wort an sie zu richten, traf mich ihr Blick von neuem wie vorher auf der Lichtung. Ja es schien mir, als sei sie nur zu diesem Zweck zurückgekommen. Den Kopf stolz in den Nacken zurückgeworfen, ging sie an uns vorbei und lief dann auf die Wiese zu.

Neugierig, voll banger Erwartung betrat ich Hamsuns Haus. Jeder Augenblick konnte mir nun die ersehnte und zugleich gefürchtete Begegnung mit dem Dichter bringen. Elvestad hatte mir den Dreiundsiebzighjährigen wie kaum sechzigjährig aussehend geschildert: groß, hager, elastisch, feurig und imperatorisch. Nie hatte ich mich winziger gefühlt als in diesen Minuten vor der Mahlzeit an Hamsuns Tisch. Ich wagte kaum, mich in den Räumen umzublicken. Ich sah eine Halle, von welcher eine Holztreppe zu den Schlaf- und Wohn-

räumen des oberen Stockwerks emporführte; die Anlage der Halle war einfach und überzeugend, doch der Eindruck des Raums wurde gestört und herabgemindert durch die Farben, die aus dem Teppich, aus den seidenen Tischdeckchen und aus den Rahmen der Wandgemälde aufeinander eindrangen. Links standen Türen zu einem monumentalen Raum offen, der wie ein Tanzsaal wirkte, für Hamsun aber wohl mehr den Sinn eines Eßsaals hatte für Gastereien großen Stils, die nicht stattfanden . . . Der Saal stand leer, ohne Tisch inmitten; die prunkvollen, mit gepreßtem Leder überzogenen Sessel waren längs der Wände aufgestellt, wie in einem Krönungs- oder Audienzsaal. Die Tür rechts ging in einen Salon von einer der Halle ähnlichen Farb- und Materialwirkung. Am wunderlichsten erschien mir die Unzahl von Gemälden eines konservativen und eigentlich anspruchslosen Kunstgeschmacks; sie nahmen fast jedes Plätzchen der Wand ein. „Die Bilder entsprechen wohl nicht Ihrem modernen Ideal“, sagte ich zu Herrn Tore, während wir durch den Salon ins angrenzende Eßzimmer schlenderten. „Das meine ich auch!“ bestätigte er mir mit einem treuherzigen jugenhaften Lachen.

Wir saßen bereits – Frau Hamsun hatte mir den Platz an ihrer Seite zugewiesen –, die Suppe wurde aufgetragen, doch nach wie vor war von Knut Hamsun nichts zu erblicken. Zwei gedeckte Plätze standen indes noch leer: der Hausherr konnte noch erscheinen. „Ellinor!“ rief Frau Hamsun ein wenig ungeduldig auf den Korridor hinaus. Richtig, auch Ellinor fehlte noch . . .

Die Tür tat sich auf, Ellinor erschien mit ihrer kleinen Freundin. Sie blieb an der Tür stehen, sie erschien mir blasser, angespannter als am Vormittag, ihr Gesicht hatte immer noch den verletzten, abweisenden Ausdruck; diesmal aber vermied sie es mit betonter Absicht, mich anzusehen. Sie rief Frau Hamsun auf norwegisch zu, daß sie nicht zu Mittag essen werde, sie habe Kopfschmerzen. Und ohne die tadelnde Äußerung ihrer Mutter zu beachten, legte sie den Arm um die Schulter der Freundin, die einen bedauernden Blick auf die Suppen-

schüssel, einen erschreckten Blick auf die Hausfrau zurückwarf, und zog sie mit sich aus dem Zimmer. (Ich habe die Hamsun-Tochter dann nicht mehr zu Gesicht bekommen.)

Frau Hamsun tauschte mit Frau Jörgensen kopfschüttelnd einen verlegenen Blick. Die beiden Söhne wechselten einige für die Schwester anscheinend wenig schmeichelhafte Bemerkungen. „Sie ist furchtbar ehrgeizig“, wandte sich Herr Arild wie zum Trost an mich; ich verstand nicht recht, was er damit sagen wollte. Cecilie kicherte belustigt in ihren Teller hinein. Frau Hamsun aber rief das servierende Mädchen zu sich, flüsterte mit ihr, worauf das Mädchen die beiden Gedecke vom Tisch nahm und hinaustrug.

In peinlichem Unbehagen legte ich den Löffel auf den Teller nieder; ich sah Frau Hamsun an. „Kommt Herr Hamsun nicht zu Tisch, gnädige Frau? Es wäre für mich sehr schmerzlich, ich wäre untröstlich, falls etwa meine Anwesenheit Herrn Hamsun abgehalten hätte, die Sonntagsmahlzeit mit seiner Familie einzunehmen.“

Vier Augenpaare richteten sich nach diesen Worten mit dem Ausdruck des Erstaunens auf mich; Frau Hamsun blickte mich ratlos an. „Ach, dachten Sie, daß Hamsun hier sei?“ fragte sie erschreckt.

Die Frage vermehrte noch meine eigene Ratlosigkeit. „Ja, das dachte ich“, stotterte ich, „ich habe doch ein Telegramm von Herrn Hamsun bekommen...“

„Aber das Telegramm bekamen Sie doch aus Egersund“, unterbrach mich Frau Hamsun.

Ich zog das Telegramm aus der Tasche. „Ja, ich verstehe nicht, verzeihen Sie... Egersund?“

„Egersund, ja, Sie können natürlich nicht wissen... Mein Mann ist seit sieben Wochen in Egersund; das ist ein kleiner Ort, sehr weit von hier. Es sind doch die Kinder den Sommer über auf Nörholm, und so hätte Hamsun hier nicht die Ruhe zum Arbeiten; er schreibt einen neuen Roman...“ Frau Hamsuns

Augen forschten ängstlich in meinen Zügen. „Es würde mir leid tun, falls Sie die Reise hierher nun lediglich auf Grund eines Mißverständnisses unternommen hätten... Ihr Telegramm hatte ich nämlich nach Egersund weitergeleitet. Es stand darin, daß Sie Aufnahmen von Nörholm machen wollten. Auch mein Mann hat Ihren Wunsch wohl ausschließlich so aufgefaßt. Sie wissen ja, er lehnt sonst stets ab. Aber Sie wollten wohl nur Hamsun selbst sehen...“

„Nein, gnädige Frau, durchaus nicht!“ unterbrach ich sie. „Ich bitte tausendmal um Vergebung für meine dumme Ungeschicklichkeit. Ich hatte zwar angenommen, Knut Hamsun würde zuhause sein, aber ich bin doch mehr als glücklich, daß ich Sie, gnädige Frau, die jungen Herrschaften und Ihr schönes Besitztum kennen lernen durfte...“ Eine Sekunde zögerte ich, dann gab ich mir einen Ruck; ich errötete über meine Kühnheit, aber ich wollte endlich auch mein schlechtes Gewissen loswerden. „Übrigens muß ich gestehen, gnädige Frau, daß ich... daß ich nur aus Liebhaberei photographiere, ja“, sagte ich todesmutig. „Ich bin von Beruf Schriftsteller. Ich habe das in meinem Telegramm verschwiegen. Verzeihen Sie mir bitte die kleine Unaufrichtigkeit!“

Meine Tischgenossen blickten eine Weile ziemlich verdutzt drein; doch man verzieh mir.

Wir saßen im Salon und tranken den Mokka: Frau Hamsun, Frau Jörgensen und die beiden Söhne. Mit den jungen Damen hatte ich's mir zu meinem Leidwesen offenbar völlig verdorben. Denn auch die wunderbar anzusehende kleine Cecilie blieb, seit wir uns vom Tisch erhoben hatten, unsichtbar. Und gerade zu ihr – das hörte ich aus mancher Wendung des Gesprächs deutlich heraus – fühlt sich Hamsun doch am stärksten hingezogen. Vielleicht auch nur deshalb, weil sie die Jüngste ist. „Verehrt die Jugend“... Dieser Titel eines Hamsunschen Aufsatzes, schon vor Ceciliens Geburt geschrieben, wollte mir nicht aus dem Kopf, seit ich das Mädchen gesehen hatte.

Unser Gespräch, jetzt, beim Mokka, war ein verstecktes höfliches, doch beiderseits zähe geführtes Ringen zwischen Frau Hamsun und mir. Frau Hamsun war bestrebt, die Unterhaltung so ausschließlich wie möglich allgemeinen Gegenständen zuzuführen und den Dingen, die meine Existenz betrafen; ebenso hartnäckig aber war ich bemüht, das Gespräch, soweit Rücksicht und Takt es zuließen, auf Hamsun hinzulenken. Ich hatte übrigens den Eindruck, daß die Familie, vor allem Frau Hamsun selbst, mir sehr gern und ohne alle Scheu vom „Vater“ berichtet hätten, ja daß es jeden von ihnen quälte, mir gegenüber wie vor einem Spion auf der Hut sein zu müssen. Frau Hamsun und der Sohn Tore begannen auch mehrmals frisch von der Leber weg von Hamsuns gegenwärtigem Leben zu sprechen, doch immer wieder unterbrachen sie sich dann mitten im Satz, verschüchtert, wie auf frischer Tat ertappt, und sprachen nicht weiter. Nach einiger Zeit stand für mich fest, daß die Familie unter dem ihr auferlegten Zwang des Schweigens und der damit verbundenen Unfreiheit in Aussprache und Umgang litten – von diesen, gleich allen Norwegern, arglos-mitteilsamen Menschen sicherlich besonders drückend empfunden. Am ehrlichsten brachte der Sohn Arild seine Unzufriedenheit mit diesem Zustand zum Ausdruck. Es war die Rede von Hamsuns abenteuerlich anmutender Flucht in den Tagen seines siebenzigsten Geburtstages; Legionen von Journalisten aller Länder waren damals, drei Tage hindurch, dem mit der Gattin und mit Tore in einem südnorwegischen Fischernest verborgenen „Jubilar“ auf den Fersen gewesen, ohne ihn schließlich aufzustöbern . . . Als wir von dieser allbekannten Episode sprachen, fuhr Herr Arild unbeherrscht auf: auch er könne sich diese Journalistenfurcht seines Vaters nicht erklären. Hamsun selbst leide vielleicht am meisten unter seiner krassen Weltabgeschiedenheit, denn er sei von Natur ein äußerst mitteilungsbedürftiger und gesellschaftlicher Mensch. Ich könne mir nicht vorstellen, begründete Herr Arild, wie gesprächig und heiter Hamsun noch heute zu sein vermag, wenn er nur die Gewißheit habe, daß sein Gesprächspartner – ein

Bauer zum Beispiel, oder ein Handlungsreisender im Eisenbahnabteil – nicht wisse, wen er vor sich habe.

„Ja pflegt denn Herr Hamsun heute noch zu reisen?“ fragte ich. Und so erfuhr ich, daß Knut Hamsun seine Bücher fast niemals zuhause geschrieben habe, sondern zumeist im Zimmer irgend eines kleinen Hotels in einem der winzigen Fischerhafen an der Küste; erst den fertigen Romanentwurf arbeite er dann in Nørholm sorgfältig durch. Jetzt eben, in Egersund, lebe er, zwar nicht in einem Hotel, aber bei Bauersleuten auf einem kleinen Hof, wo er das gewöhnliche Essen der Bauersfrau einnehme, der durch soviel Not und Entbehrungen geschrittene dreiundsiebzigjährige, heute begüterte Mann...

„Und nimmt Hamsun wirklich so gar keinen Anteil an den Geschicken der heutigen Welt?“ fragte ich, bewegt von dem Gehörten. Nein, so sei es nicht, wurde mir geantwortet. Hamsun lese Tag für Tag aufmerksam die Zeitung, er erörtere mit der Familie auch gern die Tagesfragen. Nur öffentlich nehme er seit langem nicht mehr Stellung zu ihnen. Er sei ganz von den Gestalten seiner jeweiligen Dichtung ausgefüllt. „Bitte, sagen Sie mir nur noch eines“, bat ich, denn ich konnte mich von dem Gedanken an Deutschland nicht freimachen, das um die gleichen Stunden einen entscheidenden Wahlsonntag erlebte; „hat sich Hamsun in letzter Zeit einmal über das heutige Deutschland geäußert?“

„Ja“, versicherte mir Frau Hamsun. „Im Winter und im Frühjahr hat Hamsun wiederholt von Deutschland gesprochen. Stets mit aufrichtigem Mitgefühl für die zerrütteten Verhältnisse dieses ihm besonders nahestehenden Volkes.“ Und ich erfuhr, daß Hamsun während des Weltkriegs, damals wohl noch öffentlich, wiederholt für Deutschland Partei genommen habe.

Frau Hamsun hatte sich mit ihrer Müdigkeit entschuldigt, um sich bis zum Abschied in ihr Zimmer zurückzuziehen. Frau Jörgensen und Herr Tore führten mich zu dem kleinen Blockhaus, in dem Hamsuns Bibliothek, zugleich sein



Der Sessel

Arbeitsraum, untergebracht ist. Ihn zu betreten, war mir nach kurzem Parlamentieren von der Herrin des Hauses gestattet worden. Und es war weniger mein Eintritt in den innersten räumlichen Bezirk des Dichters, der Frau Hamsun beunruhigte, als vielmehr die wiederholt, mit erschreckten Augen hervorgehobene Tatsache, daß dort eine greuliche Unordnung herrsche; denn niemand als Hamsun selbst dürfe in diesem Raum sauber machen. Hierin

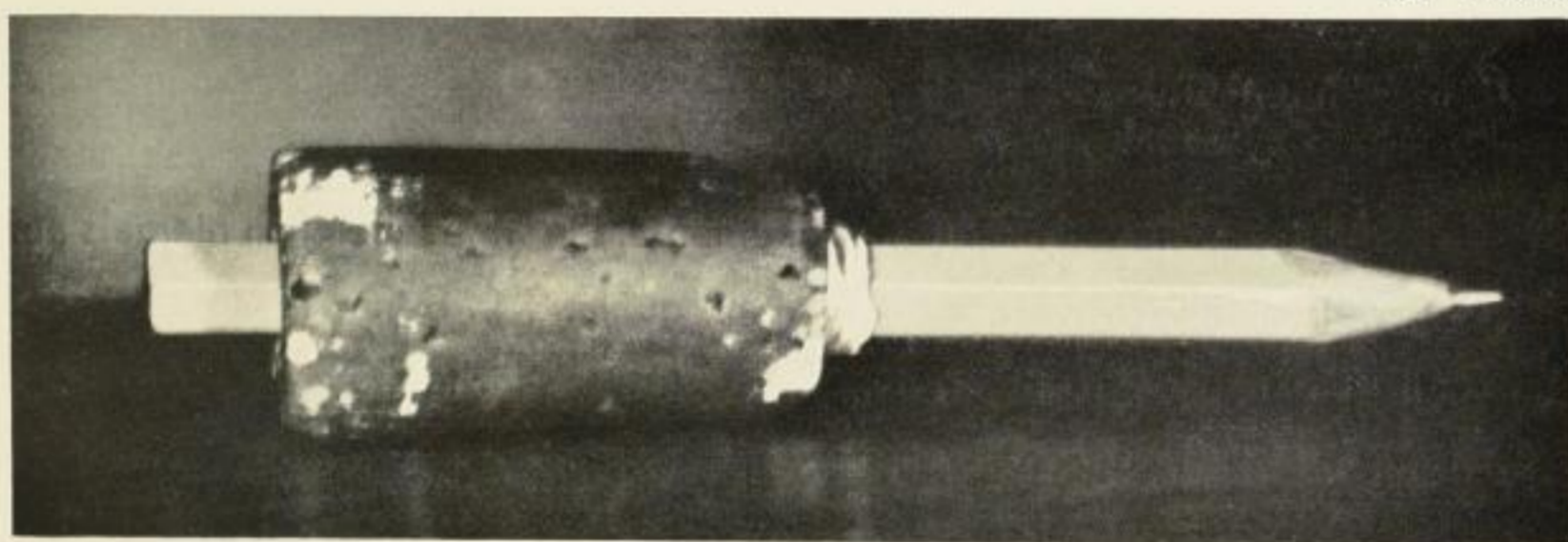
nun war Frau Hamsun nicht anders als jede brave Hausfrau des Südens und Westens.

Das Durcheinander von verstaubten Handschriften, Büchern und notizentragenden Zetteln, das ich auf dem spartanisch einfachen Arbeitstisch, auf dem Fußboden und, zu turmhohen Stößen gehäuft, in den Zimmerecken vorfand, war in der Tat unbeschreiblich. Die Wände waren bis zur Decke mit Büchern verstellt: skandinavische und englische Originalwerke waren es, unter den Übersetzungen aber herrschte die russische Literatur vor. Ich war also den Tatsachen entsprechend unterrichtet worden. Mehr als die Bibliothek beschäftigte mich indessen der Anblick jenes sonderbaren Sesselmonstrums, das vor dem Schreibtisch stand: ein harter einfacher Holzfauteuil, dessen Rückenlehne und Armlehnen mit einem alten staubigen Wintermantel verkleidet waren; der Mantel war mit Bindfaden an den Sessel befestigt, ein Ärmel hing, sterbens-

müde und armselig, zum Fußboden hinab. Ich trug den Sessel vors Haus, in die Sonne, und photographierte ihn. Eine Absonderlichkeit war auch der Bleistift, den ich auf dem Tisch liegen sah: er stak in einem sorgsam durchlochtem Flaschenkork. Der Kork habe den Zweck, den Schreibkrampf zu verhindern, der Hamsun bei längerem Arbeiten überfalle, erklärte mir Herr Tore, der meine Verwunderung bemerkt hatte; mit dem Kork nämlich biete der Bleistift der Hand einen festeren Halt. Ich wollte auch den Bleistift photographieren, doch der großmütige Tore, vielleicht war er auch ein wenig gerührt, schenkte ihn mir kurzerhand. Von seinem Bruder Arild, der offenbar nicht zurückstehen wollte, bekam ich zum Abschied dann sogar einen Brief Hamsuns an ihn, Arild, der von Nachhilfestunden aus der Mathematik handelt und „Papa“ unterschrieben ist.

Von Frau Jörgensen ängstlich, von Herrn Tore großzügiger beobachtet, durfte ich schließlich sogar kurze Zeit in den Schriften auf dem Tisch und auf dem Fußboden blättern. In einer schmutzigen Pappschachtel fand ich einen in kostbares Leder gebundenen Band „Deutschlands Gruß an Hamsun“: handschriftliche Huldigungskundgebungen aller deutschen Schriftsteller von Rang zu Hamsuns siebzigstem Geburtstag. Plötzlich aber zog ich das Konzept eines Hamsun-Briefes an Georg Brandes, etwa aus dem Jahr 1898, ans Licht. Ich

Der Bleistift



bat so lange, bis mir Frau Jörgensen, zur Bestätigung meines Lobs ihrer Sprachkundigkeit, den Brief in fließender Übersetzung vorzulesen begann. Der Inhalt dieses Briefkonzepts hat eine unverwischbare Erinnerung in mir hinterlassen. Die Sätze waren von einer leidenschaftlichen, hohnvoll-verzweifelten Anklage gegen den Akademiker Brandes und seinesgleichen diktiert; der Brief enthielt Schmähungen gegen Ibsen, andere Stellen wieder rühmten Björnson. Doch deutlicher als alles andere ist mir ein Bruchstück des Briefs im Gedächtnis geblieben. Kultur? – so ungefähr hieß es an dieser Stelle – Kultur, meinen Sie jedenfalls, bestehe darin, möglichst viel zu reisen, möglichst viel zu lesen und vor allem: möglichst viel von dem allen im Gedächtnis zu behalten. Ist Kultur nicht weit mehr Herzensbildung? Ich bin ein Bauer, ich habe keine Examina. Das wissen meine Kritiker, und dieses zufällige Wissen um meine äußeren Lebensumstände ist es, womit sie mich verfolgen... –

Wir standen schon unter der Tür, Frau Jörgensen wartete darauf, daß ich hinaustrat, damit sie die Tür hinter mir verschließe; ich aber stand noch immer und starrte unschlüssig in die seltsame Werkstatt des seltsamsten Dichters zurück, der fern unsichtbar und doch überall spürbar war. Er hat, dieser Mensch, nicht nur Hunger gefühlt, mußte ich denken; er hat alles gefühlt, was einem in den vier Wänden dieser Welt – und auch Hamsuns Wald hat wohl vier solcher Wände – begegnen kann...

„Ja, nur noch eine Sekunde, Frau Jörgensen.“

Die Verlassenheit und Öde dieser weltentlegenen, primitiv verschlossenen Blockhütte, in der ungezählte Manifestationen eines Genies von einmaliger seelischer Prägung verborgen liegen mochten, Dokumente, die wahrscheinlich niemals auf die Nachwelt gelangen werden, hielt mich quälend in Bann. Alle Verlassenheiten, die ich an diesem einen Tag im Lebenskreise Nørholmens erfahren hatte, kamen mir plötzlich gedrängt zum Bewußtsein. Und jetzt erst wurde mir auch deutlich, welches Grunderlebnis sich schon in den Eindrücken in Oslo vorbe-

Tenker paa dine Evner. Tore liker sig godt i Pensjonen,
han tar ikke Privatundervisning i Matematik nu mere,
han kan følge med allikevel, sier han. Gott er det. Men
det skal ikke du bryde dig om, Kjære Arildvrens, bruk du bare
Mannduktören saa meget du trenger, du er over 2 Aar
yngre end Tore. (Du skal ikke la slike Kost som dette ligge
og flyte, heller ikke er det nok at stikke det i Ovnen uten at
slette Fyr paa.) Saas Godnat, Arild, og Hilsen fra hjemme.
Papa.

Schluß eines Hamsun-Briefes an den Sohn Arild

reitet hatte, als es mich dort so schmerzlich berührte, daß Hamsun immer nur eine Literaturangelegenheit war, nicht aber ein Mensch, mit dem man als Freund oder Feind lebendig verbunden ist. Unklar hatte ich dann auf der Fahrt nach Grimstad irgendeine Bestätigung herbeigewünscht, daß Hamsun wenigstens außerhalb dieser literarischen Welt mit seinen Landsleuten in einem Lebenszusammenhang stehe. Und dann trat ich durch das Parktor von Nörholm. Und auch hier war es eigentlich nicht anders. Was Hamsun umgibt an Menschen und Dingen, scheint nicht in seinen Lebensstrom einbezogen zu sein und von ihm mitgerissen zu werden. Die überströmende Seele, die ich aus seinen Büchern kannte, schien verkapselt. Nicht nur für seine Besucher macht sich Hamsun unzugänglich; er ist es – es war der Eindruck jedes Augenblicks, den ich hier verbrachte – auch für alle anderen und alles andere. So der Zufallsverkehr, den Hamsun allenfalls um sich hat, so die junge Welt seines Hauses, mochte sie ihn auch lieben und er sie lieben, so seine Gedanken und Aussprüche, die persönlich klangen, aber nicht in seiner Seele, jenem Wald im Sturm, beheimatet sind; so die Zimmer und ihre Möbel, die, ob behaglich oder unbehaglich, jedenfalls nie sein Zuhause waren. Hamsun, jener Hamsun, den wir lieben,

lebt irgendwo in einem Jenseits, das von der Wirklichkeit der Menschen Dinge und Gedanken viel weiter entfernt ist als das Jenseits des Todes.

Lange hielt ich, dankend für alle mir bewiesene Güte, beim Abschied Frau Hamsuns Hand. Ihr Gesicht sah jetzt, in der kaum merkbaren Dämmerung eines skandinavischen Sommersonntags, noch schwermütiger aus als zuvor. „Früher war es schöner bei uns“, sagte sie, „da hat Hamsun am Abend den Kindern manchmal Märchen vorgelesen. Jetzt sind die Kinder keine Kinder mehr. Es ist nicht mehr lustig hier. Jetzt freue ich mich eigentlich nur noch auf die Enkel...“

Mit mehr Ernst habe ich niemals die Hand einer Frau geküßt.

Dann fuhr mich der gutmütige Tore in Hamsuns „Buick“ – seltsam genug nahm sich die Automarke in dieser Umgebung aus – nach Grimstad zurück, zum Schiff. Auf dem Weg begegneten wir Cecilie mit einem zweiten, sehr jungen Mädchen. Die beiden setzten sich auf die Rücksitze und fuhren mit uns. Während der Fahrt drang manchmal das Flüstern und Kichern des verwirrend schönen Hamsunkindes wie aus weiter Ferne in meine Gedanken. Ich konnte nur noch an ihn selbst, an Knut Hamsun denken. Jetzt erst wuchs meinem Eindruck der letzten Stunden sein letzter lösender und befreiender Sinn zu. Denn jetzt, mit der im leisen Surren des Motors wachsenden Entfernung, wurde der Gedanke an Hamsun in seinem privaten Sein als „Schriftsteller“, Familienvater und Einzelmensch rasch wieder verdrängt durch den Hamsun meiner bisherigen Vorstellung, durch den Hamsun-Menschen seiner Bücher mit seinem wild und orgelhaft brausenden Innern. Und damit wurde mir zwingend deutlich, daß alles, was ich gesehen, gehört und gespürt hatte, gar nicht anders sein konnte, daß es die natürliche Kehrseite, daß es der Sinn dieses Daseins ist, das nicht hier, das „in den Feenpalästen hinter den Bergen“, in „dem Gewaltigen hinter den Wolken und Wäldern“ sein Zuhause hat.

WALTER SEIDL

ERLEBNIS IM HAUSE KNUT HAMSUNS

wurde erstmalig als sechsvierzigste Veröffentlichung, als zweiundzwanzigste der ordentlichen Veröffentlichungen und zweite Jahresgabe 1933 im Auftrage der Gesellschaft der Bücherfreunde zu Chemnitz herausgegeben. Die Buchdruckerei Wilhelm Adam, Chemnitz, druckte die Gabe im Juni 1933 in der Berthold-Grotesk auf Kunstdruckpapier der Papierfabrik Scheufelen. Den Zwischeneinband fertigte Albin Heumer, Chemnitz. Von den 500 in der Presse gezählten Abzügen sind die ersten 100 mit römischen Ziffern bezeichnet und von dem Verfasser unterschrieben worden.

Dieser Abzug trägt die Nummer

365

Hinweise

2. Ex. (En.)

7. Ex.: 7. 4^o 1250 = 0

Signatur A B 282	Stok f'
---------------------	------------

RS

Bub

AK

großen

Titelaufn.

AKB

FK

A norweg. Literatur, B

Bio K

Bild K

Hamsen, Knut

Norw. Dichter

1859 - 1952 X

SWK

Sonderstandort

Signum

Ausleiher-
vermerk

III/9/280 ja-G 80/51

A. B. 282

SLUB DRESDEN



3 2375654